

gedanke, aufgetreten durch die Glaubensneuerung. Frei durch Christus der du bist, darf dich kein anderer niederzwingen. Es entstand ein wuchtiges Selbstgefühl, das ins schädliche Gegenteil umschlug. Gereizt wurde es dazu durch das selbstherrliche Benehmen der Herrschenden. Sie wollten das Gebot der Unterwürfigkeit der Untertanen gegen ihre Vorgesetzten hoch gehalten wissen, überschätzten ihre eigene Persönlichkeit, sodass sich der Untergebene durch seine Stellung als Untertan tief gedemütigt, hart gedrückt fühlen musste. Die Übertreibungen der eigenen Erhabenheit und Gnädigkeit, in welchen sich die Herrschenden gefielen, rief den Widerspruch hervor „auch wir sind Menschen wie du, auch wir wollen Leben nach unserm Willen“. Das seelische Gebäude der Untertanen wurde nicht mehr von der christlichen Demut getragen, sondern die Untertanen schäumten in den Zügeln, welche ihre Herrscher führten, zumal sich letztere nicht mehr so recht ihrer Verantwortung vor Gott bewusst waren. Es wurde zuviel kommandiert, mit Strafen gedroht, zu wenig seelisch und folgerichtig auf Menschen eingewirkt, die von starken Leidenschaften beherrscht waren. Diese wollten, weil sie das Joch doch nicht leicht abschütteln konnten, für ihr Dochtragen sich entschädigen im Austoben ihrer Leidenschaften. Freilich waren sie auch religiös beeinflusst, aber der religiöse Drang war zu gering gegenüber dem Sinnenreiz und den vielen schlechten Beispielen.



Heimatwald, Naturschutz und Wirtschaft

Von O. R. R. A. Eckert

Frankenland, Land der Reben, des goldenen Weins, es kann mit Zug und Recht auch als Waldland von ganz besonderer Eigenart bezeichnet werden. Und wenn Franken als weiter Gottesgarten gepriesen wird, reich an landschaftlicher Schönheit und an Fruchtbarkeit seiner Gau, dann darf diesen natürlichen Gütern auch das Waldgebiet Unterfrankens zugerechnet werden, das sich über mehr als ein Drittel der Landesfläche breitet. Der Wald tritt allerdings im Weichbilde der Hauptstadt Unterfrankens bescheiden zurück; es nähert sich der Gutenbergerwald wohl auf 2 Kilometer der Stadt, zeigt aber selbst von jenseitigen Höhen aus nur schmale Streifen seiner Bestände. Eine vorsorgliche Stadtverwaltung und zielbewusste Vereinstätigkeit haben es verstanden, dorthin schattige Verbindungsanlagen zu schaffen über ein Gelände, auf dem der Baumwuchs nur in zähem Ringen Fuß fassen konnte.

Im Norden der Stadt, etwa 5 Kilometer entfernt, der Gramschaizerwald; er kommt mit rund 4000 Hektar Waldfläche an Ausdehnung dem Gutenbergerwaldgebiet annähernd gleich. Kleinere Waldstücke auf dem Rücken der Kalkberge: Schenkenanne, Edelmanns-Gadheimerwald u. a., sie leiten schattenspendend hinüber nach dem Gramschaizerwald, und es wird wohl die Zeit kommen, in der auch dorthin ein ununterbrochenes Schattenband den Wanderer geleiten wird. Und des erfrischenden Schattens bedarf Würzburg, die Stadt der Wärme und des Lichtes, von der Dauthenden, der feinsinnige heimische Dichter, so schön sagt: „Ist es die Stellung der Hügel, die wie Brennspiegel verteilt am Mainufer nach dem Süden gerichtet stehen? Oder ist es der lange, flüssige Spiegel des Maines selbst, der das gewundene Maintal aufhellt, so dass es erscheint, als flösse zwischen den Hügeln ein weißes Feuer, das mit der Sonne vereint, die Weinbeeren an den Geländen kocht.“

Wie sich um Würzburg im Halbkreis unvergleichlich schöne Anlagen schmiegen, so breitet sich in blauer Ferne, einem Schuhwall gleich, der Bergwald. Von Osten grüßen herüber die Ausläufer des Steigerwaldes mit Schwanberg, Zabelstein, Friedrichsberg; nördlich des Maines reihen sich dichtbewaldet die Hahberge an, dann Hügelland bis zu den Basaltkuppen der Rhön, überragt vom Kreuzberg; hier bedeckt Laub- und Nadelwald in reichem Wechsel die Hänge, dann schließt sich an die dichtbewaldeten Sinnberge der Nordspessart mit wenig erfreulicher Bewaldung, endlich, als nahezu reines Laubwaldgebiet, die Krone aller Waldungen Unterfrankens und auch Deutschlands: der Hochspessart, der im sogen. Mainviereck eine Fläche von etwa 50 000 Hektar einnimmt.

1.

Über die geschichtliche Entwicklung der Bewaldung Mittel-europas und Frankens im besondern fließen die Quellen spärlich. Vermutlich war die Bewaldung in frühgeschichtlicher Zeit reichlicher als heute; es kann aber nicht angenommen werden, daß ein geschlossenes Waldgebiet in Urwaldsform etwa das Land überzog. Wahrscheinlich blieben schon seit Ende der Eiszeit weite Landstriche ohne Bewaldung. Wir können uns diese Flächen in trockenen Lagen als Heide oder Steppe mit vereinzelter Baumwuchs denken, oder, bei entsprechender Feuchtigkeit, als Moor, Grassflur oder Ackerland.

Man nimmt heute an, daß Spessart und Rhön, vielleicht auch die übrigen Waldberge Frankens zum großen hercynischen Wald gehörten, der das mittlere Germanien erfüllte. Römische Geschichtsschreiber schildern dieses Germanien als ein Land, „starrend von Wald und reich an Sumpfen“; sie berichten von der „entschlichen Größe der Eichen, ungeschwächt seit Menschenaltern gleichzeitig geboren mit der Welt und fast unsterblich übertreffen sie fast alle Wunder“! Diese Schilderungen sind wohl übertrieben: sie sind zu messen an der sonnig warmen, waldarmen Heimat der Berichterstatter.

Als die deutschen Stämme zu festen Wohnsätzen übergegangen waren und als mit fortschreitender Kultur Lebensraum und Lebensbedarf der Bevölkerung anwuchs, da war der Wald zunächst Kulturhindernis; es setzten Waldrodungen ein, die mit Ausbreitung der Grundherrschaften im 7. und 8. Jahrhundert großen Umfang annahmen.

Zu Gegenströmungen gaben aber schon im 12. und 13. Jahrhundert die Furcht vor Holznot, namentlich aber die Vorliebe der Landesherren für die Jagd, Anlaß. Auf ausgedehnte, zusammenhängende Waldungen mit reichem Wildstand waren nunmehr die Bestrebungen der Grundherren gerichtet. An Stelle der Rodungsbegünstigung traten Rodungsverbote. Diesem Sinne der damaligen Landesherren für Besitzmehrung der Jagd wegen stand aber ein gleichwertiger Sinn für Erhaltung und Pflege der inneren Verfassung des Waldes nicht zur Seite. Durch fortgesetzte Rechtsübergriffe, durch die Fehden der Landesherren unter sich und mit den Untertanen, durch die langwierigen Religionskriege und durch die zeitweise völlige Auflösung der Gesellschaftsordnung und Sicherheit waren die Waldungen allmählich in einen Zustand größter Zer-

rüttung und Verwahrlosung geraten. Der Wald wurde vielfach als herrenloses Gut betrachtet, und es steht außer allem Zweifel, daß er sich zu keiner Zeit in trostloserer Verfassung befand, als zur Mitte des 18. Jahrhunderts; noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts werden für den Spessart allein 10 000 Hektar sogenannte Krüppelbestände nachgewiesen. Der alte deutsche Wald in seiner Kraft und Herrlichkeit war untergegangen, an seine Stelle war auf großer Fläche Gestrüpp, unkrautwüchsige Ödung oder kümmerlicher, verlichteter Wald ohne Nachwuchs getreten.

Die zeitweilig einzuhenden Bemühungen der Landesherrn durch strenge Erlassen den Waldzustand zu heben, hatten zunächst nur geringen Erfolg; erst gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts setzte eine planmäßige, nach Haushaltsgrundsätzen geordnete Waldwirtschaft ein. Es beginnt damit eine Zeit des Ringens um die Erhaltung und Neubelebung des Waldes, und zwar in den besseren Teilen durch Ausnutzung der freiwilligen Verjüngungstätigkeit der Natur, auf den völlig verwüsteten Flächen durch künstliche Aufforstung.

2.

N a t u r w a l d u n d k ü n s t l i c h a u f g e b a u t e r W a l d ! Damit sind zweierlei Richtungen bezeichnet, die zum Aufbau der Pflanzengesellschaft Wald führen. Beide Richtungen haben von jeher zu lebhaften Erörterungen nicht allein in Fachkreisen Anlaß gegeben: Beim N a t u r w a l d erwächst das junge Waldgeschlecht aus dem natürlichen Samenabfall des Mutterbaumes; beim K u n s t w a l d wird gesät oder gepflanzt, wobei der Wirtshafter die Holzart und ihren Standort in freier Wahl bestimmt. Diese Art des Waldaufbaues erfährt nicht selten, namentlich auch von Seiten der Naturfreunde, eine wenig freundliche Beurteilung. Hier liegt offenkundig eine Verkennung der Tatsachen vor: Geben doch die bayerischen Wirtschaftsgrundsätze von jeher der Naturverjüngung weitesten Raum; erst wenn die Natur veragt, greift man zu künstlichen Maßnahmen, ergänzt verbleibende Lücken mit passenden, wirtschaftlich wertvolleren Holzarten und erzielt so Mischwuchs.

Und die vielen reinen Bestände, die nur eine Hauptholzart aufweisen? Die Kiefernbestände im Nordspessart, im Salzforst, auf magerem Sandboden der Mainniederung? Hier handelt es sich überall um armen, krankhaft entarteten Boden, der nur genügsame Holzarten ernährt, oder um klimatische Einflüsse, die nur bestimmten Holzarten günstig sind. Wo aber M i s c h w u c h s möglich ist, da wird auf diesen hingearbeitet; der R e i n - b e s t a n d ist hier nur Übergangsform, er bereitet den Boden vor für eine Vielheit von Baumarten. Das sind natürlich Wandlungen, die Zeit brauchen, vor allem aber genaue Erforschung der Grundbedingungen einer Baumgemeinschaft erheischen. Diese Grundbedingungen wechseln, oft auf Schritt und Tritt, mit der Bodenbeschaffenheit, Feuchtigkeit, Geländesform, Lage zur Himmelrichtung. Je größer der Wechsel, um so reichhaltiger muß naturgemäß die Mischung sein; jede Holzart gehört dorthin, wo sie die besten Wuchsbedingungen findet. Da heißt es im Buche der Natur lesen, das Naturgemäße erkennen und folgerichtig handeln. Auch über den Reinbestand führt der Weg zum Mischwald, wie ihn der Naturfreund wünscht, wie er den Forderungen der Waldschönheitspflege entspricht.

Wie ein schöner Wald beschaffen sein muß, das läßt sich so wenig mit Worten umschreiben, wie der Begriff des Schönen überhaupt. Ganz allgemein wird ein Wald als schön empfunden, der seiner äußerer Form und Farbenwirkung nach das Landschaftsbild eindrucksvoll ergänzt, der den Besucher in gehobene Stimmung zu versetzen vermag. Bunt und reichhaltig muß da der Wald sein, um zu erfreuen: ein wohltuender Zusammenklang von Form, Farbe, Duft, Stimme und Bewegung!

Unvergleichlich schönen Anblick gewährt der Wald im Wechsel der Jahreszeiten. Wenn im Frühjahr die Knospen schwollen, dann breitet sich ein zarter Farbenschleier über den erwachenden Wald: zartviolett die Buchen, hellgrün die Lärchen und die fruchttreibenden Laubhölzer, in sattem Braun stehen noch die Eichen, in dunklem Grün die Fichte, blaugrau die Kiefer. Täglich wechselt das Farbenbild; neue Farbenton treten auf, die jungen Triebe erscheinen als glänzend grüne Kerzen auf dem dunklen Nadelfleid der Kiefern und Fichten, in gelb und hellgrün leuchtet dann der Wald, bis endlich als Sommerkleid ein sattes Grün aller Abstufungen erscheint.

Das ist das Arbeitskleid des Waldes. Deutl. arbeitet jedes Blatt im Sonnenlicht, gleich einem wundersamen Fabrikbetrieb. Nährstoff, der vom Boden aufstieg, wird in den Blättern zu Baustoff gewandelt. Die Halb- und Ganz-erzeugnisse Zucker, Stärke, Eiweiß strömen abwärts zu Stamm- und Wurzelwert; sie bilben den neuen Holzkörper, der sich wie ein Mantel um Wurzeln, Stamm und Astwerk schmiegt. Das ist der *Jahreszusatz*, auf dem die Holznutzung planmäßig aufbaut. Wenn die Tage kürzer werden und die Kraft des Lichtes nachläßt, dann schließt die Blattfabrik ihren Betrieb. Die Blätter wechseln meist ihre Farbe: wie ein Feierkleid erscheint nun das leuchtende Hellelbg, Rot, Braun der Herbstbelaubung. Der Farbenzauber hält nur kurze Zeit an; beim ersten Frost fällt das Laub, und der Wald steht kahl.

Aber auch der *Winterwald* hat seine Reize, die sich hauptsächlich in Farbengegensätzen auswirken: wenn gelb, rot, blau und violett die Schatten sich über die Schneelächen breiten, wenn Rauhreif das feine Geäst mit Silbernadeln überzieht, wenn jeder Busch und Strauch Schneehäuben aufgesetzt hat. Wer auf dem Schneeschuh an klaren Tagen den Bergwald der Rhön durchwandert, dem bieten sich ungemein reizvolle Waldbilder.

Die Frage, welchem Waldgebiet Unterfrankens die Krone natürlicher Schönheit gebührt, ist schwer zu entscheiden; es spielen da Gefüls- und Geschmacksrichtung des einzelnen eine gewichtige Rolle.

Wer sehr wertvolle Bestände in schönster Entwicklung sucht, der findet sie im Hochspeßart; er ist eine Art forstlicher Wallfahrtsstätte geworden für das In- und Ausland. Der Speßart bietet reichlich Gelegenheit zu Fußwanderungen im tiefen Schatten der Eichen und Buchen, er ist jedoch verhältnismäßig arm an stehendem und fließendem Wasser, arm an Ausblicken; nur schmale Wiesentäler trennen die flachen Kuppen dieses ausgesprochenen Waldgebietes.

Schattenspendenden Laubwald tragen auch die Wälder um Würzburg. Es stehen dort Buchen und Alteichen, die an Wert denen des Speßarts wenig nachgeben. Im *Steigerwald* und im Randgebiet der *Haßberge* beherrscht ebenfalls der Laubwald die Landschaft; eine be-

merkenswerte Bodenflora, lehrreiche Bodenausschlüsse und reizvolle Ausblicke auf fruchtbare Gaue bringen namentlich im Steigerwald bunten Wechsel. Im übrigen tritt auch in diesen Gebieten der Wald als solcher, belebend und beherrschend, in den Vordergrund. Naturgenuss, Wander- und Forscherfreude müssen da im Leben und Weben des Waldes ihre volle Befriedigung, ihre Erfüllung suchen und finden. Je tiefer der Besucher in die Geheimnisse des Waldes wissend oder forschend einzudringen vermag, um so reicher und nachhaltiger wird der Naturgenuss sich ihm gestalten.

Eine Sonderbetrachtung erheischt die Rhön, vielgestaltig, luppenreich, das größte vulkanische Bergland Bayerns. Den Fuß der Rhönberge deckt Laubholz, in den höheren Lagen tritt Nadelholz hinzu, das meist auch die höchsten Lagen, die Kampfzone des Waldes mit den Naturgewalten, beherrscht. Die Waldflächen sind besonders in den Hochlagen unterbrochen von ausgedehnten Bergwiesen mit vereinzeltem Baumwuchs, da und dort treten mächtige Felsgebilde aus Basalt oder Phonolith zutage, dazwischen eingestreut eigenartige Hochmoore, die wohl als verlandete Bergseen anzusprechen sind. Anziehend wirken im Rhöngebiet auch die klaren Bergwässer, die Fernblide weithinein nach Franken und Thüringen, die durchsichtig klare Luft, die alle Farben leuchtender erscheinen lässt — lebhafte Anklänge an das Hochgebirge überall! Diesen vielseitigen Reizen der Rhönlandschaft gegenüber tritt der Wald mehr oder minder zurück: an Schönheit seines Aufbaues, an Läppigkeit der natürlichen Bodendecke, an Urwüchsigkeit steht aber der eigentliche Rhönwald anderen Waldgebieten nicht nach.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte und Mitteilungen

Die Reichsstraßen im Mittelalter, eine Voraussetzung für die deutschen Städtegründungen

(Vgl. „Centralblatt der Bauverwaltung“ Nr. 21, 1927, S. 250)

Standen bisher im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses vor allem die Römerstraßen, so ist es sehr zu begrüßen, daß nunmehr nach dem Vorgange der mittelalterlichen Stadtplanforschung das Hauptaugenmerk sich auf die Straßen des Mittelalters richtet, als für Entstehung und Wachstum von Handel und Verkehr und damit von Städten grundlegend wichtig. Von diesem Standpunkt aus erweckt ein Vortrag von Professor Dr. Karl Weller im Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben weit über den örtlichen Rahmen allgemeines Interesse. In der Früheit wurden die Römerstraßen wohl noch gerne benutzt, versieben aber, da ihre Endziele nicht mehr maßgebend waren. Dagegen waren die fränkischen Könige gute Straßen- und Brückenbauer, nach dem römischen Vorgange als Voraussetzung für ihre Machtentfaltung. Ihnen ist die große Handelsstraße vom Nie-

derrhein über Frankfurt—Rothenburg o. d. L.—Augsburg zum Brenner zu verdanken. Eine andere karolingische Reichsstraße hatte die West—Ost—Verbindung Paris—Verdun—Meß—Worms—Ingolstadt, der Donau entlang gen Osten (der alte Nibelungenweg) zur Folge. Der aufblühende Handel der Hohenstaufenzeit führte zum Baue weiterer Straßenzüge, vor allem die Verbindung mit Italien über den Gotthard. Technisch bemerkenswert ist dabei, daß die Abgründe mit Holzbrücken überwunden wurden, die durch Ketten an den Felsen aufgehängt waren. Diese Fernstraßen des Mittelalters hießen Reichs-, Königs- oder Kaiserstraßen und waren auch im Mittelalter schon teilweise mit Steinmaterial befestigt. Die Gaugrafen der einzelnen Bezirke und alle diejenigen Beamten, denen das königliche Zoll- und Geleitrecht verliehen war, hatten damit auch die Pflicht der Straßenunterhaltung. Die Breite der Straßen betrug durchschnittlich ungefähr fünf Meter (16 Schuh). Der Verlauf der Reichsstraßen war, wie heute die Bahnlinie, zunächst maßgebend für die Lage der Burgen des Hochadels, denen die könig-